

61. Internationales Filmfestival Cannes

Reinheit und Manipulierbarkeit der Bilder

Interessanter Wettbewerb ohne herausragende Filme

Anders als beim sechzigsten vor einem Jahr mit seinem Embaras de richesse hatte das diesjährige Wettbewerbsprogramm keinen herausragenden Film vorzuweisen. Mit andern Worten: viel Gutes, manch «Interessantes» und einiges, das allenfalls Exotenstatus beanspruchen durfte. Die Starpräsenz dürfte sich im Rahmen des Üblichen bewegt haben, rekordverdächtig war der Andrang der Schaulustigen rund ums Palais des Festivals anlässlich der Uraufführung von Harrison Fords jüngster Indiana-Jones-Nummer. Die Identifikation des einheimischen Publikums mit dem Anlass ist enorm; zwar nicht bei den Vorführungen für die Presse, aber bei den andern wird regelmässig geklatscht, sobald das Festival-signal auf der Leinwand erscheint.

Digital und analog

Was auch immer das weitere Schicksal der ersten Regiearbeit des New Yorker Drehbuchautors Charlie Kaufman an der Kinokasse sein mag, eins hat er jedenfalls fertiggebracht: das Wort Synecdoche einem Publikum bekannt zu machen, dem «Variety» auf seiner Homepage umgehend Aussprachehilfe anbot. Der 1958 geborene Kaufman, einziger Wettbewerbssteilnehmer mit einem Erstling, hip geworden durch Drehbücher wie die zu «Being John Malkovich» oder «Eternal Sunshine of the Spotless Mind», ist in «Synecdoche, New York» sichtlich darum bemüht, seinem Ruf als vertracktester Geschichtenerzähler gerecht zu werden. Also lässt er einen Theaterregisseur in einer riesigen Halle ein «New York im Kleinen» (dies der Titel) errichten, in der die Jahre und Jahrzehnte verstreichen und die wichtigsten Personen um eine geplante Theaterproduktion zugleich von Schauspielern dargestellt werden, die sich in die Lebensumstände ihrer Vorbilder einzumischen beginnen.

Philip Seymour Hoffman spielt diesen Caden zwar wunderbar als Hypochonder, der mit Besorgnis die Veränderungen in der Beschaffenheit seiner Stoffwechselprodukte verfolgt, während sich seine (unerträgliche) Frau in Berlin als Malerin von nur mit der Lupe erkennbaren Bildern verwickelt und leider auch die kleine Tochter mitgenommen hat (die er später als volltätowierte Nackttänzerin wieder sehen wird). Da ist der anfängliche Witz jedoch längst verpufft und die Farce aus dem Ruder gelaufen. Wenn auch sehr viel kontrollierter und ohne den Überblick zu verlieren, so stranguliert sich Atom Egoyans «Adoration» doch auch zunehmend selber. Die Vielfalt der Bezüge um eine Geschichte, in der die grossen Themen des kanadischen Regisseurs – Familienbeziehungen und deren Spiegelungen in Bildmedien, wobei Video und Fernsehen nun durch das Internet abgelöst wurden – nicht fehlen dürfen, wird auch dadurch neutralisiert, dass der Grundeinfall, die Projektionen eines Jugendlichen in Bezug auf seine verstorbenen Eltern,

Rowohltspendete für die SS

(dpa) Der Gründer des Rowohlts-Verlages, Ernst Rowohlt (1887–1960), soll laut «Spiegel» in die Kriegs- und Propagandamaschinerie der Nationalsozialisten erheblich tiefer verstrickt gewesen sein als bisher bekannt. Rowohlts habe für die SS Geld gespendet, sei 1941 nicht halbherzig, sondern «begeistert» Offizier in Hitlers Wehrmacht geworden und habe an antisemitischen Propagandafeldzügen im Nahen Osten und im Kaukasus teilgenommen, berichtet das Nachrichtenmagazin unter Berufung auf Unterlagen unter anderem des Berliner Bundesarchivs. Nach einer ersten Stellungnahme des heutigen Rowohlts-Chefs Alexander Fest hat Ernst Rowohlts in der Nazizeit «laviert»: «Er hielt das für notwendig, um den Verlag zu retten.»

INHALT

Eine Schweiz-Revue am Theater Basel
Elias Perrig, der Basler Schauspielchef, will die Mythen der Schweiz ergründen. Seine musikalische Recherche zum Thema ist gutgeleuchtet, manchmal subtil und insgeheim gutgeleuchtet. 22

Frankreich im Reformgalopp
Nach Jahren der Stagnation hat Frankreich vor einem Jahr Nicolas Sarkozy zum neuen Präsidenten gewählt. Sarkozy versprach, das Land zu modernisieren, und in der Tat hat er Reformen auf den Weg gebracht. Wosteht er heute? 23

Fernseh- und Radioprogramme 24



Benicio Del Toro, ausgezeichnet für seinen «Che» in Steven Soderberghs viereinhalbstündigem Film. ERIC GAILLARD / REUTERS

psychologisch höchst unglaubwürdig erscheint. Weniger die vollkommen authentischen Jugendlichen in einem «schwierigen» Pariser Collège sind das Interessante an «Entre les murs», den Laurent Cantet auf eine Weise inszeniert hat, die gleichermaßen an Frederick Wiseman wie an Mike Leigh erinnert. Vielmehr ist es François, der idealistisch gesinnte junge Lehrer, der so ziemlich alles falsch macht und die Klasse deswegen beinahe in die Katastrophe schlittern lässt – der aber von ebenjenem François Bégaudeau verkörpert wird, der auch das gleichnamige Buch geschrieben hat. Ein Kino der Unmittelbarkeit, wie es diesmal nicht einmal die Brüder Dardenne zustande gebracht haben. Wie von gestern und vorgestern zusammen mutete hingegen der dritte französische Wettbewerbsbeitrag an, «La frontière de l'aube» von Philippe Garrel. Vom Altmeister William Lubtchansky in zu hart kopiertem Schwarzweiss gefilmt, erscheint der Film über Inszenierung, Rhetorik und Accessoires wie das reinste Gespenst aus doch überwunden gehofften siebziger Jahren; eine von Théophile Gautier inspirierte ungefüge Geistergeschichte sorgt durch Verweise auf Cocteau und Franju für zusätzliche Lachschaueffekte.

Bei Wim Wenders äussert sich die Präntention vor allem durch die Neigung, «letzte» Fragen bedeutungsvoll zu zerreden. Das tun seine Figuren

auch in «Palermo Shooting» wieder mit Hingabe und auf jene spezifisch deutsche Art, der jeder Gedanke an Ironie ein Sakrileg wäre. So auch in diesem Versuch über die Fotografie beziehungsweise das Wesen des fotografischen Bilds. Glücklicherweise nur so lange, bis Deutschland verlassen ist und die Hauptfigur – wie bei Garrel ein Fotograf – in Palermo angekommen ist. Der hat dort ein Mode-Shooting und wird selber angeschossen – mit Pfeilen, die, wie sich herausstellt, von keinem Geringeren als von Gevatter Tod selber stammen, der, dank einem auch stimmlich umwerfenden Dennis Hopper als «müdem Tod», zu einem ebenso klugen wie amüsanten Exkurs über den Tod an der Arbeit anhebt, die das Wesen der Fotografie bezeichne. Nicht das geringste Vergnügen am von Franz Lustig bestechend schön fotografierten Film bereitet, dass er mit den Mitteln der digitalen über die Vorzüge der analogen Fotografie sinniert.

Ein eindimensionaler Che

Digital fotografiert hat auch Peter Andrews, der kein anderer als Steven Soderbergh himself ist und hier etwas vorlegte, von dem höchst ungewiss ist, ob es das Publikum je in dieser Form zu sehen bekommen wird. Ohne Vor- oder Abspanntitel, war dieser «Che» eine bloss durch eine «Intermission» getrennte viereinhalbstündige Präsen-

Meinung oder Mission

Das 19. Schaffhauser Jazzfestival

Nebenbühne zu hören war. Immerhin passte der Folk-Jazz der in der Schweiz domizilierten Albanerin bestens ins schöne, hohe Kellergewölbe des «Haberhauses». Für eine adäquate warme und agile Begleitung garantierten hier der Bassist Bänz Oester, Norbert Pfammatter am Schlagzeug und der Pianist Collin Vallon.

Der Freitagabend klang aus mit viel Bravour – gefeiert vom Publikum, das sich in Schaffhausen erstaunlich interessiert und diszipliniert auf verschiedenste Klänge einlässt: Das Quintett des Schaffhauser Pianisten Thomas Silvestri hatte vor neun Jahren am gleichen Festival sozusagen den nationalen Durchbruch geschafft. Jetzt kam die Band in beinahe unveränderter Besetzung zurück und gab die raffinierten, rhythmisch vertrackten, melodisch verspielten Stücke des neuen Albums «Les Sirènes» zum Besten. Silvestri spricht vor Ideen und bringt diese wie Feuerwerkskörper in seinen Arrangements unter. Damit dominieren in seiner Musik allerdings Effekt und Virtuosität über feinere expressive Prozesse. Angesichts von Kollegen wie Michael Gasmann, der an der Trompete nicht nur mit expressiver Kraft, sondern gerade auch durch eine verknäppte, gebrochene Lyrik beeindruckt, müsste sich Silvestri als Komponist bisweilen wohl etwas zurücknehmen.

Am Samstag konnte sich das Festival fast in jeder Hinsicht noch steigern – die wie ein gemütlicher Klub eingerichtete Kammgarn-Halle füllte sich fast bis auf den letzten Platz. Und so herrschte eine höchst aufgeräumte, freundliche Stimmung, als der junge Luzerner Gitarrist Franz Hellmüller mit seinem Quartett für einen luftig-beschwingten Auftakt sorgte. Hellmüller zeigte sich als munterer Virtuose und inspirierter Fabulierer. Man möchte ihn allerdings in die Welt hinaus-schicken, damit sein unbekümmertes Spiel erdet werden möge durch den Ernst des Lebens, sozusagen.

Das muss man seinen Mitmusikern nicht sagen: Nat Su am Altsaxofon, der Drummer Norbert Pfammatter und auch der junge Bassist André

Palme d'Or für Frankreich

che. Der 1961 geborene französische Regisseur Laurent Cantet ist am Sonntagabend zum Abschluss des 61. Filmfestivals Cannes für «Entre les murs», seinen fünften Langspielfilm, mit der Palme d'Or ausgezeichnet worden. Es ist dies die erste Goldene Palme für Frankreich seit Maurice Pialats «Sous le soleil de Satan» 1987. Ihren Grossen Preis sprach die Jury unter dem Vorsitz von Sean Penn verdienntermassen dem italienischen Anti-Mafia-Film «Gomorra» von Matteo Garrone zu, den Prix du Jury erhielt «Il divo» von Paolo Sorrentino. Der Regiepreis ging an den türkischen Regisseur Nuri Bilge Ceylan für «Die drei Affen». Bester Hauptdarsteller wurde Benicio Del Toro für seine Darstellung der Titelrolle in Steven Soderberghs «Che», beste Schauspielerin die Brasilianerin Sandra Corveloni in «Linha de passe» ihrer Landsleute Walter Salles und Daniela Thomas. Den Preis für das beste Drehbuch erhielt «Le silence de Lorna» der belgischen Brüder Jean-Pierre und Luc Dardenne. Die Caméra d'Or für das beste Erstlingswerk wurde beinahe schon zwingend dem britischen Künstler Steve McQueen für «Hunger» verliehen, den «filmisch» wohl besten Film des ganzen Festivals.

tion zweier stilistisch völlig unterschiedlich gearbeiteter Teile, die offenbar die Karriere des in Kuba gelandeten und in Bolivien zur Strecke gebrachten Revolutionärs Ernesto Guevara darstellen sollen. Wohl wesentlich bestimmt durch den Darsteller des Helden, Benicio Del Toro, erhält das Bild des Che nicht den geringsten Kratzer, aber auch keinerlei psychologische Vertiefung. So schleicht sich das alte Hollywood, das zunächst durch die experimentelle Bildsprache und konsequente Verwendung des Spanischen überwunden schien, durch eine unglaubliche Naivität im Politischen eben doch wieder durch die Hintertür ein.

Spannendes politisches Kino aus Italien

Es blieb Italien vorbehalten, politisches Kino zu zeigen. In der Tradition Rosis und vielleicht mehr noch Elio Petris entwirft Paolo Sorrentino, Regisseur des umwerfenden «L'amico di famiglia» (2006), in «Il divo» ein im doppelten Wortsinn fabelhaftes Porträt Giulio Andreottis, das Analyse und Satire zu trennen nicht gewillt ist und angesichts der realen Verhältnisse nur immer wieder in der Groteske kulminieren kann. Zweiundzwanzigmal Minister und siebenmal Ministerpräsident, überstand Andreotti jeden Skandal und massive Anklagen, indem er die Einflüsterer ringsum verachtete und nur sich selber – und seinem gigantischen Archiv – vertraute. Vom ersten Augenblick an lieben wir dieses ironische Männchen mit den Segelohren, das Sorrentino und Toni Servillo zeigen, das lauend in der Mitte eines von ihm gesponnenen Netzes sitzt, ein Krake mit fast ebenso vielen Armen wie die Mafia. Wo Matteo Garrones «Gomorra» beklemmend die Niederungen der Organisation ausleuchtet, postuliert «Il divo» die umfassende Verhängtheit der Spitzen des Staats in das Grundübel Italiens.

Christoph Egger

Ueli Bernay